

„Hast du das Land vom Kahlenberg* . . .“

Eine Variation über das Thema „Dichterische Heimatkunde“.

Von Kurt V a n c s a.

Ich setze voraus, was ich — soviel ich sehe, als erster — 1938 in diesem Jahrbuch zum 70. Geburtstag Anton Beckers über „dichterische Heimatkunde“ sagen konnte. Ich prägte diesen Begriff und gab ihm eine vorläufige Formulierung.

Heute will ich versuchen, von Grillparzer her das Wort, den Begriff, den Lebenswert „Heimat“ zu paraphrasieren. Es können freilich auch diesmal nur erste Ansätze sein, die sich vielleicht später zu einer ausführlichen Schrift über die dichterische Heimatkunde zusammenfügen mögen.

Wir wollen die berühmten Verse des Dichters, die ja als Zitat längst zum Seinsbereich des alten Österreich gehören, erst einmal in ihren faktischen Bezügen festhalten. Wir bewahren vom Mai 1844 diese zwei Varianten:

- I. Nur wer vom Kahlenberg das Land sich rings besehen,
Wird was ich schrieb und was ich bin verstehen.
- II. Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings besehen,
So wirst du, was ich schrieb und was ich bin, verstehen †.

Wenn Sie scharf hingehorcht haben, wird Ihnen der ganz feine rhythmische und sinngemäße Unterschied aufgefallen sein.

Die Fassung I hat in der ersten Verszeile sechs und in der zweiten fünf Hebungen und betont durch die Vorausstellung der Worte „Nur wer . . .“ die Notwendigkeit, die landschaftliche Weitschau vom Kahlenberg erst erleben zu müssen, um zu einem Verständnis Grillparzers und seiner Dichtung zu gelangen.

Die zweite und geläufigere Fassung hat durchlaufend sechs Hebungen und sie mildert die für einen Albumvers gewiß zulässige steife Form der Anfangsworte durch eine persönliche und dem Poetischen gemäße Ansprache.

Was aber sagen sie uns, diese Verse, was sagen sie aus?

Wir holen aus zwei Tagebuchstellen und aus der Selbstbiographie erste Erkundigungen ein.

* Vortrag, gehalten am 23. April 1954 an der Wiener Universität, als Ausdruck des Dankes für die mir zum 50. Geburtstag vom Verein zugedachten Ehrungen. Dem geliebten und verehrten Toten seien diese Worte, denen er noch persönlich froh zustimmen konnte, zum Gedenken gewidmet.

† Franz Grillparzer, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Gesamtausgabe. I/12², S. 153 und I/12¹, S. 133.

Im April 1836 finden wir aus Paris folgende Tagebucheintragung: „Den Montmartre bestiegen und von da die Stadt betrachtet, was einen gewaltigen Anblick gibt, doch um nichts bedeutender und um vieles weniger schön als die Ansicht Wiens, allenfalls vom Kobenzl aus“².

Zwei Monate später hören wir Ähnliches aus London: „Sahen das Panorama von London, das an Großartigkeit und Treue nichts zu wünschen übrig läßt, aber doch etwas gar zu bleich und verwaschen in der Farbe geraten ist. Wie ungeheuer! Aber der Eindruck Wiens vom Kahlenberg ist auch nicht kleiner!“³.

Und ungefähr 17 Jahre später, um die Wende 1853/54, lesen wir aus der leider unvollendet gebliebenen Selbstbiographie diese aufschlußreichen Worte:

„Wir streiften wohl auch in der schönen Umgebung von Wien herum . . . So standen wir einmal auf der Höhe des Kahlenberges, hinter uns das Fußgestell einer abhanden gekommenen Statue. Wir bestiegen den altarähnlichen Block, geradezu mit einem Gefühle einer präntierten Göttlichkeit und sahen in die unermesslich ausgebreitete Gegend hinaus, wobei wir einander umschlungen hielten. Von uns unbemerkt hatte ein ältlicher Herr, offenbar ein Norddeutscher, die Höhe erklimmen und stand nun und sah uns verwundert an. Ja, sagte Altmütter, indem wir herunterstiegen, staunen Sie nicht! Der da — indem er auf mich zeigte — wird einen Tempel bauen . . . Der fremde Herr mochte wohl glauben, ein paar Wahnsinnige vor sich zu haben“⁴.

Und nun gehen wir hundert Jahre weiter in unsere Gegenwart, in die bedrohte und viel heimgesuchte, als sie noch nicht in Flammen stand und mit der halben Welt auch unsere Stadt in vielen Herzstücken zerschlug. Und hören Sie, fast mit den gleichen Worten, Josef Weinheber, einen Erben Grillparzers, der trotz seiner mancherlei Irrfahrten einer der besten war:

„Wir hatten uns persönlich noch nicht gekannt. Und jetzt sollte ich den großen Dichter aus Deutschland kennenn lernen, da er sich auf der Durchreise ein paar Stunden hier in Wien aufhielt. Er hatte mich auf die Terrasse der Kobenzl-Meierei bestellt und da stand er nun, ganz vorne an der Rampe, und sah hinab ins Grinzinger Grün, hinab auf die Stadt, die in bläulichem Dunst dort unten an den Horizont hin grenzte. Da er meinen Schritt im knirschenden Kies hörte, wandte er sich. Ich wollte in meiner Befangenheit etwas sagen, einen Gruß, ein paar artige Worte. Aber da blickte ich in zwei dunkle, tränenschimmernde Augen, sah eine hilflose Hand durch die Luft fahren, als wollte sie jeder Redensart in diesem Augenblick wehren, und schon fühlte ich mich von seinen Armen umschlossen und hörte nah an meinem Ohr eine schluchzende Stimme sagen: ‚Das ist Wien . . . das Herz, weißt du . . . die Melodie . . . die Melodie . . .‘ So haben wir Bruderschaft gemacht miteinander, der deutsche Dichter und ich, im Angesicht der Hügel, im Angesicht der großen, zaubermächtigen, geliebten Stadt“⁵.

Jetzt haben wir die Antwort!

Das ist die Heimat, die ihre Menschen formt und prägt und hütet und umsorgt und reif und reich werden läßt und wirkt und

² Ebda. II/10, S. 36.

³ Ebda. II/10, S. 114.

⁴ Ebda. I/16, S. 94 f.

⁵ Weinheber, Sämtliche Werke, IV, Salzburg 1954, S. 435.

webt in ihnen und durch sie, sie ruhen und werken, lachen und weinen läßt, ihnen selbst in Wunden noch zulächelt, schön im alltäglichen wie im festlichen Kleid —, die Heimat, die liebend gibt aus ihrem Schoß wie sie liebend hineinnimmt, was in ihr ruhen will und die dem noch nachschreit, der von ihr über Länder und Meere weit geflohen ist.

Heimat —, das ist doch ein lebendiger Wert, der in und durch uns wirkt, im Antlitz, in der Haltung, in der Begegnung, in der Aussprache, in unserem Gehaben und Tun. Ein lebendiger Wert, der uns oft erst bewußt wird, wenn wir ihn verloren haben.

Österreich und Wien, das ist Grillparzer! Wir erfassen dieses Faktum in seiner Tiefe, begreifen es in seiner Weite erst, wenn wir diese Erkenntnis gewonnen haben. Mehr noch: wenn wir es in seiner geschichtlichen Tragweite, in seiner geistigen Sinnfülle und Sinn-schwere, in seiner reichen gemütischen Gefühltheit ermessen und aufgenommen haben.

„Vom Kahlenberg das Land ...“ —, schroff hin abfallend zur Donau, vom Land her erst sanft ansteigend, dann steil über die „Nase“ führend —, ein Wanderweg so wie der Lebensweg des Dichters. Von obenhin der Blick auf „Hügeln voller Wein, wo auf und auf die volle Traube hängt und schwellend reift in Gottes Sonnen-glanze, der dunkle Wald voll Jagdlust krönt das Ganze“. Wer sollte sie nicht kennen, diese schönsten Verse, die je auf Österreich gesungen wurden, diese Verse aus der demütig-stolz bekennenden Lobrede des Ottokar von Horneck! Vom Kahlenberg geht aber der Blick auch hinein und hinaus in die Geschichte des Weltreichs der Habsburger, auf jenen Boden stehend, wo Weltgeschichte blutig gespielt und oft spielerisch geblutet worden ist, wo Ost und West und Nord und Süd sich begegnet sind zu edelstem und heiterstem wie zu blutigstem Wettstreit um Rang und Vorrang der Künste wie der politischen Macht.

Die „Fiakeridee“ einer „Sappho“ wurde hier geboren, so menschlich wie sie ungriechisch ist, der Ottokar und Bancban, Libussa und Rudolf II. hatten ihr Debut auf diesem Welttheater um den Kahlenberg.

Und das beste, aber ungehörte Wort zum blutigen achtundvierziger Jahr, das herrliche Lied vom „Armen Spielmann“, der den großen Tod des kleinen Mannes stirbt, wie 20 Jahre früher Ottokar den kleinen Tod des großen Mannes —, dieses Heldenlied der Nächstenliebe verschlang ein anno dazumal wildgewordener Arm der Donau. Lebensmelodie des alten Österreich⁶.

Und das Glaubensbekenntnis des Dichters aus seinem Traumspiel —, könnte es nicht an einem sonnenübersäten Morgen vom

⁶ Zu diesem Themenbereich, vgl. meine beiden Arbeiten: Franz Grillparzer. Interpretatio christiana (Mitteilungen des o.-ö. Landesarchivs III, Festschrift Ignaz Zibermayr, Graz—Köln 1954, S. 284—299). — Grillparzers „Der arme Spielmann“ und Stifters „Der arme Wohltäter“. Versuch einer vergleichenden Interpretation. (Festschrift für Eduard Castle, Wien 1955, S. 99—108).

Kahlenberg hinausgejubelt worden sein, auch ein Sonnengesang eines anders begnadeten Franziskus:

Sei begrüßt, du heilige Frühe,
 Ewige Sonne, selges Heut!
 Wie dein Strahl das nächtge Dunkel
 Und der Nebel Schar zerstreut,
 Dringt er auch in diesen Busen,
 Siegend ob der Dunkelheit.
 Was verworren war, wird helle,
 Was geheim, ists fürder nicht;
 die Erleuchtung wird zur Wärme,
 Und die Wärme, sie ist Licht.

Dank dir, Dank! Daß jene Schrecken,
 Die die Hand mit Blut besäimt,
 Daß sie Warnung nur, nicht Wahrheit,
 Nicht geschehen, nur geträumt.
 Daß dein Strahl in seiner Klarheit,
 Du Erleuchterin der Welt,
 Nicht auf mich, den blutgen Frevler,
 Nein, auf mich, den Reinen, fällt.

Breit es aus mit deinen Strahlen,
 Senk es tief in jede Brust:
 Eines nur ist Glück hienieden,
 Eins: des Innern stiller Frieden
 Und die schuldbeFREITE Brust!
 Und die Größe ist gefährlich,
 Und der Ruhm ein leeres Spiel;
 Was er gibt, sind nichtge Schatten,
 Was er nimmt, es ist so viel! ⁷

Dies nur die eine, die schönste, die Grillparzer-Paraphrase der Heimat!

Wir wollen, so über die Tasten hin, einige Variationen anschlagen, daß der Melodienreigen reicher und vielfältiger wird.

Stimmen wir, für einen Augenblick nur, die Saiten auf Moll, spannen einen Jahrtausendbogen zurück und staunen, wie herznah den unbehausten Menschen von heute die alten Griechen ansprechen —, nur einer von Millionen Beweisen für den unvergänglichen Lebenswert aller großen Dichtung der Vergangenheit.

Im neunten Gesang, Vers 34 bis 36 klagt die „Odyssee“:

Denn nichts ist doch süßer als unsere Heimat und Eltern,
 Wenn man auch in der Fern' ein Haus voll köstlicher Güter
 Unter fremden Leuten, getrennt von den Seinen, bewohnt.

Und ein gleiches weiß Euripides zu sagen in seiner „Medea“ (Vers 643—47):

Heimat und Vaterhaus,
 Mög ich euch nimmer verlieren,
 Nicht in die Fremde verstoßen
 Rechtlos werden auf immer.
 Das ist das bitterste Leid.

Wir haben es angedeutet, wie leicht ein Wert zu einem kaum beachteten Besitz werden kann. Oft ahnt der, der ihn hat, nicht mehr, wie

⁷ Grillparzer, w. o., II/5, S. 135 f.

sehr er aus ihm lebt. In der Heimat sein, Heimat haben, nehmen wir wie selbstverständlich als ein uns Zugehöriges hin und niemals tritt auch nur das leiseste Gefühl der Dankbarkeit ins Bewußtsein. Es ist schon so in allem und auch hier, daß immer nur der an Leid und Ungemach des Nächsten teilhaben kann, der ein Gleiches erlebt und erlitten hat. Wir überhören den schrillen Wehruf des gejagten, ruhe-, weil heimatlosen Menschen vor dreitausend Jahren wie aus der jüngsten Vergangenheit.

Wen schlägt die Klage eines Nietzsches an die gleiche Herzwunde? Wer hat mehr als nur ein anerkennendes Staunen über die künstlerische Dichte der folgenden Aussage:

Die Krähen schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
bald wird es schnein —
Wohl dem, der jetzt noch — Heimat hat!

Nun stehst du starr,
schaust rückwärts, ach! wie lange schon!
Was bist du Narr
vor Winters in die Welt entflohn?

Die Welt — ein Tor
zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer das verlor,
was du verlorst, macht nirgends halt.

Nun stehst du bleich,
zur Winter-Wanderschaft verflucht,
dem Rauche gleich,
der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg, Vogel, schnarr
dein Lied in Wüstenvogel-Ton!
Versteck, du Narr,
dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
bald wird es schnein —
weh dem, der keine Heimat hat!⁸

Vernehmlicher, eindringlicher noch als dieser im Geistigen Ruhe-lose und Unbehauste ruft uns das Klagelied des emigrierten und in der Fremde gestorbenen Kärntner Guido Zernatto an, der eine der stärksten Hoffnungen der heimischen Dichtkunst war:

Dieser Wind der fremden Kontinente
Bläst mir noch die Seele aus dem Leib.
Nicht das Eis lähmt mir das frostgewohnte
Und die Schwüle nicht das langenthronte
Herz, das leer ist wie ein ausgeweintes Weib.

⁸ Nietzsches Werke, I/8, Leipzig 1899, S. 350 f.

Dieser Wind der fremden Kontinente
 Hat den Atem einer andern Zeit.
 Andre Menschen, einer andern Welt geboren,
 Mags erfrischen. Ich bin hier verloren
 Wie ein Walddier, das in Winternächten schreit.
 (New York 1943.)⁹

Wahrhaftig, das schreit auf, daß Gott erbarm!

Und bis zur Vision steigert sich dieses heillose Wissen um die unwiederbringlich verlorene Heimat bei Hanns Gottschalk, dem in Linz ansässig gewordenen Schlesier:

„Wer naht sich dir, wer neigt sich deinem Herzen, wenn du aufblühst im jungen Jahr und bist wie eine Liebende?

Wer deutet, wer denkt dich, wenn du sinnst wie eine Frau, die nachspürt dem Neuen, dem wachsenden Leben?

Und wer lauscht dir, wer umschließt mit einem Blick dich, wann du, einer Mutter im Abend gleich, die Kinder beim Namen rufst, damit sie heimfinden vor der Nacht?

Die Kinder sind fort. Vielleicht aber steht ein Baum auf, den sie gepflanzt: der einsamste Baum wohl am Rande der Haine und Wälder. Denn nur er, der Einsame, weiß um deine noch größere Einsamkeit.

Vielleicht auch geschieht es, daß eine Ähre im Feld wie im Traume den Kopf hebt und zum Winde spricht: „Sage es meinen Geschwistern, unsere Mutter ruft.“

Und vielleicht auch, wer will es wissen, vertrauen es sich die Wasser in den Bächen, die hinstreben zu dem großen Strom, um eins zu werden mit ihm, wie ehemals deine Kinder eins waren mit dir.

So könnte es sein. In der Nacht aber, wenn die Sterne sich sammeln über dir, blickst du in die Augen deiner Kinder. Denn in jedem Stern ist die gesammelte Sehnsucht derer, die fortwandern mußten, und es ist gleichermaßen die gesammelte Liebe dort.

„Siehst du uns, Mutter?“ sprechen die Kinder. „Wir sind noch alle da, die Lebenden und die Toten. Wir sind immer unterwegs zu dir. Und wenn einst die große Nacht vorüber ist, kehren wir wieder heim. Dann, liebe Mutter, wird auch der einsame Baum nicht mehr einsam sein.“¹⁰

Carl Martin Eckmair, der viel ausgezogen ist, um immer wieder heimkehren zu müssen, hat wehe Klagen um das heimwärtsdrängende Herz und seine Saiten stimmen sich ganz auf den herben Moll-Ton alter Volkslieder:

Eine Heimat braucht der Mensch,
 Ob es Haus ist oder Hütte
 Oder bloß nur eine Schütte
 Moderiges Stroh
 Irgendwo in dunkler Kammer.
 Ach, dann brennt der ganze Jammer
 Dieser Erde nicht mehr so!

Eine Heimat braucht der Mensch,
 Die ihn heimruft in den Träumen
 In die Gärten, zu den Bäumen
 Seiner innern Welt,
 Wo ins Leid verlornere Jahre
 Kühl wie Tau die wunderbare
 Stille frühern Glückes fällt.

⁹ Zernatto, Gedichte. Gesamtausgabe. Klagenfurt—Wien 1950, S. 119.

¹⁰ Gottschalk, Begegnungen, Wien 1956, S. 62 f.

Eine Heimat braucht der Mensch
 Und er will darin verweilen,
 Will das heiße Heimweh heilen,
 Das ihn ganz verzehrt,
 Und will Ufer sein, nicht Welle,
 Und will knien an der Schwelle
 Wie ein Sohn, der wiederkehrt.

Eine Heimat braucht der Mensch. —
 Ob nicht Haus noch Herd ihn litte,
 Wird er doch der goldnen Mitte
 Seines Lebens nie beraubt,
 Wenn des Heimwehs rote Brände
 Löscht der Segen kühler Hände,
 Wenn ein Herz lebt, das ihm glaubt.

Dann hat Heimat jeder Mensch —
 Und es will die Brust ihm sprengen.
 Rauschende Gefühle drängen
 Wie ein Quell ans Licht,
 Und des Herzens letztes Sehnen
 Überströmt als heiße Tränen
 Süß und schmerzlich sein Gesicht ¹¹.

Was wissen wir, die Heimatsatten, Heimattrunknen von solchem Verlust! Was ahnen wir, wie oft der Ruf der verlorenen Heimat an den Herzen dieser auch in neuer Geborgenheit dennoch Verwaisten und Einsamen zehrt!

Anders, stiller und selbst in der strengeren Form des Sonnetts noch idyllisch klagt der Dichter, der aus der engeren Heimat in die größere gewandert und dort ansässig geworden ist, wie etwa der in Brünn geborene Waldviertler Hans Giebisch:

Ein armes Häuslerhaus im Bauernland.
 Drei schmale Fenster unterm Schindeldache
 schauen auf das Gärtlein hin am Wiesenbache,
 das karge Haberfeld am Straßenrand.

Der krumme Birnbaum steht in Blättergrün,
 der alte Brunnen geht noch wie vor Zeiten,
 und ringsum dehnen sich die Ackerbreiten,
 wo weiß den Weg entlang die Schlehen blühen.

Sie haben so zu Mutters Zeit geblüht.
 Wie damals kommt der rauhe Wind gegangen
 von Böhmen her und rauscht sein Wälderlied;

die Lerchen singen, wie sie immer sangen.
 O töricht Herz, was darfst du mehr verlangen? ...
 Wie einstens alles! Nur die Mutter schied.¹²

Wir kennen ihn, wir erleben ihn mit, diesen Gang der Erinnerungen an die kinderseligen, jugendglücklichen Tage. Ein träumerisches, romantisches Spiel vom Wiederbegegnen und Abschiednehmen, schlicht wie nur ein Volkslied. Da wird der Reigen lebendig, viel-

¹¹ Eckmair, Heimkehr ins Herz, Linz 1951, S. 55 f.

¹² Giebisch, Waldviertler Sonette, Wien, o. J., S. 14.

gestaltig, von Eichendorff und Chamisso über Saar und Rilke und Hofmannsthal bis hin zu Buchgraber, C. M. Eckmair, Fischer-Colbrie, Wilhelm Franke, Ginzkey, Henz, Klöpfer, Preradovic, Weinheber, Zerzer u. a. m. Erste Geigen in der überwältigenden Symphonie von Heimatglück und Heimatsehnsucht. Sie sagen alle das aus, was uns bewegt, wenn wir Landkinder oder Stadtkinder in traumhaft ausgesparten Stunden um den Ort kreisen, wo unsere Wiege stand. Stillversonnen, tränenselig um das verlorene Paradies.

Hier halten wir Rast für eine Besinnung, die so vielen von uns nottut.

Wir beschwören einen der unvergeßlich liebsten Dichter, Anton Wildgans, und horchen diesen seinen Versen Herzton für Herzton nach:

Ich bin ein Kind der Stadt. Die Leute meinen
Und spotten leichthin über unsereinen,
Daß solch ein Stadtkind keine Heimat hat.
In meine Spiele rauschten freilich keine
Wälder. Da schütterten die Pflastersteine,
Und bist mir doch ein Lied, du liebe Stadt!

Und immer noch, so oft ich dich für lange
Verlassen habe, ward mir seltsam bange,
Als könnt es ein besondrer Abschied sein;
Und jedesmal, heimkehrend von der Reise,
Im Zug mich nähernd, überläufst mich leise,
Seh ich im Dämmer deine Lichterreihe.

Und oft im Frühling, wenn ich einsam gehe,
Lockt es mich heimlich-raunend in die Nähe
Der Vorstadt, wo noch meine Schule steht.
Da kann es sein, daß eine Straßenkrümmung,
die noch wie damals ist, geweihte Stimmung
In mir erblühen macht wie ein Gebet.

Da ist der Laden, wo ich Heft und Feder,
Den ersten Zirkel und das erste Leder
Und all die neuen Bücher eingekauft,
Die Kirche da, wo ich zum erstenmale
Zur Beichte ging, zum heiligen Abendmahle,
Und dort der Park, in dem ich viel gerauft.

Dann lenk ich aus den trauten Dunkelheiten
Der alten Vorstadt wieder in die breiten
Gassen, wo all die lauten Lichter glühn.
Und bin in dem Gedröhne und Geschrille
Nur eine kleine ausgesparte Stille,
In welcher alle deine Gärten blühn.

Und bin der flutend-namenlosen Menge,
Die deine Straßen anfüllt mit Gedränge,
Ein Pünktchen nur, um welches du nicht weißt;
Und hab in deinem heimatlichen Kreise,
Gleich einem fremden Gaste auf der Reise,
Kein Stückchen Erde, das mein eigen heißt.¹³

¹³ Wildgans, Sämtliche Werke, I, Wien—Salzburg 1948, S. 38 f.

Alles, was sich nur irgend einfangen läßt in das Gemütswort „Heimat“, das Optische und Akustische, das Dingliche, das Beseelte, das Atmosphärische, an dem allen unsere Erinnerungen so wunderbar weh und froh, so tränenselig lächelnd werden —, Alles ist hier ausgesagt, und wir müssen uns bloß hüten, uns nicht vollends übermächtigen zu lassen von dem herzbedrängenden Reichtum der geschauten und gefühlten Bilder.

Nicht jede Stadt wird ihren Kindern so zur Heimat werden. Wir hörten es aber von Grillparzer und Weinheber, wie sehr dieses Wien als Heimat wirkungsmächtig werden kann.

Noch einmal sollen Sie erfahren und wieder vom Kahlenberg her, wie viele reiche schöpferische Kräfte aus dem Boden dieser Stadt gehoben wurden und zu heben sind.

Ist es so seltsam, wie viele Töne und Schwingungen dieses Wien hat? Dieses Wien, das eine Heimstätte der Musik war wie keine Stadt sonst auf dieser Erde? Wie schön war doch diese Stadt noch im letzten Strahlenkranz ihres schon verglühenden Herbstes! Wie malt und besingt und beweint und bekennt trotzdem noch einmal in feierlich schwer getragenen, mitunter wie vom Walzerschritt aufgelösten Distichen Ferdinand von Saar:

Wieder leuchten die Kuppeln, beschienen vom wärmeren Strahle,
 Und im mildesten Blau breitet der Himmel sich aus.
 Sonnige Lüfte umkosen das Antlitz der wandelnden Menschen,
 Frühlingshütchen zur Schau tragen die Schönen bereits.
 Duftende Veilchen verkauft man und zarte, goldige Primeln,
 Mit verlangendem Griff strecken die Hände sich aus.
 Woche vor Ostern, du stillste des Jahres, wie bist du belebt doch!
 Kirchen- und Gräberbesuch füllen die Straßen der Stadt.
 Schaulust drängt sich in Scharen zum Auferstehungsgepränge:
 Fahnen, Posaunen, Gesang, funkelnder Priesterornat. —
 Ich doch wandle hinaus ins Freie und suche die Pfade,
 Die zum Kahlenberg führen allmählich hinan.
 Weiter und weiter erschließt sich im Kreise die liebliche Landschaft,
 Dort schon schimmert der Strom, schimmern die knospenden Aun.
 Tiefes Schweigen ringsum, nur von noch scholligen Feldern
 Schwingt sich mit Jubelgesang einsam die Lerche empor.
 Blühende Bäume umfrieden vereinzelte stille Gehöfte,
 Und im bräutlichen Schmuck stehen die Büsche am Rain.
 Endlich ist sie erreicht, die Fernen eröffnende Stelle,
 Wo ich als Knabe bereits schwelgenden Auges geweiht.
 Dort eine Bank auch — vielleicht noch dieselbe! Nun ruh ich im Anblick.
 Hehr aufschauert in mir wonniges Heimatgefühl.
 Ja, da bin ich im Herzen der alten, der herrlichen Ostmark,
 Deren Banner einst stolz flatterte über dem Reich,
 Über dem Reich, von dem sie getrennt nun, beinahe ein Fremdling.
 Östreichs Söhne, man zählt kaum zu den Deutschen sie mehr.
 Aber nicht deshalb neig ich die Stirn jetzt in bangender Trauer,
 Weil du, mein Vaterland, ganz auf dich selber gestellt.
 Proben kannst du die eigenste Kraft, die Kraft des Gerechten —
 Und es sinkt und es steigt ewig die Woge der Zeit.
 Aber, o Schmerz! Du bist auch getrennt von den eigenen Gliedern,
 In Verblendung, mit Haß, wüten sie gegen das Haupt.
 Doch du bist noch, o Wien! Noch ragt zum Himmel dein Turm auf,
 Uralt mächtiges Lied rauscht ihm die Donau hinan.

Und so wirst du bestehn, was auch die Zukunft dir bringe,
 Dir und der heimischen Flur, die dich umgrünt und umblüht.
 Sieh, es dämmert der Abend, doch morgen flammt wieder das Frührot —
 Und bei fernem Geläut segnet dich jetzt dein Poet.¹⁴

Das war 1893. Und vierzig Jahre später, als schon die Flammenzeichen am Himmel standen, der immer noch voller Geigen hing, dichtet Josef Weinheber, von Johann Strauß dirigiert, seinen jauchzenden „Hymnus an den Kahlenberg“:

Nicht weil du, glanzbewußt,
 heute so vornehm tust,
 weil du ein Wiener bist,
 Berg, sei begrüßt!
 Warst in der überlangen Zeit
 Glück für die kleinen Leut,
 seliger Sonntagsgang,
 waldwiesenlang.

Hast unsere Jugendjahr gesehn,
 Veilchen und Primeln stehn,
 längst ist die Kindheit fort,
 immer noch dort.
 Schwärmerisch frühestes Gefühl
 aufnahm dein Waldgewühl,
 einsames Liebesleid,
 du hasts geweiht.

Hast uns die Stern in der Nacht
 heimatlich dargebracht,
 heimatlich Turm und Dom,
 blinkender Strom.
 Wunderbar säumende Sicht,
 unten lag, Licht an Licht,
 die uns geboren hat,
 schimmernd die Stadt.

Oder wenn Sonnenschein
 wiegte die Wege ein
 und du standst ernst und schwer
 weinhügelher;
 talwärts ein winzig Haus,
 Buschen zum Tor heraus:
 noch schaut im Traume der Sinn
 so nach dir hin.

Warst uns, Geschlecht um Geschlecht,
 wie du dich gabst, schon recht,
 haben den feineren Herrn,
 auch wieder gern.
 Weil du durch alle Not und Last
 immer ein Lächeln hast,
 weil du ein Wiener bist,
 Berg, sei begrüßt.¹⁵

Das ist Weben und Wirken der Heimat, wonnetrunkenes Gefühl, beseligendes Sagen und Singen, ein Sichausströmen glücklichen

¹⁴ Saar, Sämtliche Werke, IV, Leipzig, o. J., S. 23 f.

¹⁵ Weinheber, w. o., II, S. 137 f.

Daseins und Soseins. Es ist nirgends so sehr und so reichhaltig und so beglückend übermächtig Aussage geworden wie in diesem Mittel-Land, in diesem Herzstück Europas, in Österreich. Nirgendwo sonst als in diesem Österreich konnte das Lied von Kriemhild entstehen und 700 Jahre später seine letzte dramatische Variation durch Max Mell. — Welch jubelndes Fortissimo hat doch Fischer-Colbries heimat-trunkener Hymnus:

Ein Singen aus der Landschaft Seele,
An Lieblichkeit und Kraft verwandt
Dem Lied, das aus der Lerchenkehle
Hinjubelt übers Ackerland —

Ein Schwingen, auf das Bild bezogen
Waldüberträumter Hügelwelt,
Die wie in Melodienbogen
Im Rund der Kuppen steigt und fällt —

Ein Gehn im Takt der Wellenreise,
Der an die Donau-Ufer schlägt,
Und ein Sich-Wiegen nach der Weise,
Die Südwind in den Weinberg trägt —

Ein feierliches Sich-Erheben,
Dem Aufschwung der Gebirge gleich,
Die groß in Gottes Himmel streben:
Das ist Musik in Österreich.¹⁶

Das ist dieses Österreich, von dessen Zeugungskraft Hans Deißinger ein visionäres Ahnen spürt:

Winterfahrten, Sommerfahrten,
Rüstge Reise ruhlos durch die Welt,
Seinen wilden Weh- und Wonnegarten,
Hat Gottvater sich, dem Vielbejahrten,
Tatbeflissen zubestellt.

Erste Pfade, rauhe Säume,
Schlägt er zornvoll planend ins Gestein.
Stäupt die Stille, mißt und teilt die Räume,
Neigt sich nächtlich ratend in die Träume
Blinder Kreatur hinein.

Doch zur Sommersonnenwende,
Flammt die Welt im grünen Buchenglast,
Wirft den Schurz er von der rauhen Lende,
Wischt die braunen erdgen Pflügerhände,
Äugt sich Ort und Ziel zur Rast.

An dem Müdstrom seiner Glieder
Sommert leis die Zeit und sinnt sich weich.
Himmel taut in blauen Tropfen nieder,
Um die zugefallnen Silberlider
Gottes schläft ein Lächeln: Österreich!¹⁷

Bleiben wir in diesem Bild und sei's drum, daß wir von allen Realisten und Rationalisten draufhin gescholten und verlacht wer-

¹⁶ Fischer-Colbrie, Orgel der Seele, Wien 1953, S. 9.

¹⁷ Deißinger, Erde, wir lassen dich nicht! Graz 1932, S. 10.

den —, wo anders als an „diesem Müdstrom seiner Glieder“ hat Stifter seinen, nicht nur durch Nietzsches überzeugendes Credo unsterblichen „Nachsommer“ gedichtet.

Jetzt aber ist es Zeit, den schrillen Ton in dieser Paraphrase anzuschlagen und auf die dunkle Seite dieses Himmels zu schauen. Je weiter wir nach Westen wandern, in Frankreich schon vernehmlich, und hinüberhorchen über das große Meer, desto einsilbiger wird der Chor, um endlich ganz zu schweigen.

Ich gebe Ihnen den Blick frei in die „Seele einer Weltstadt“. E. B. White sieht New York:

„New York gibt jedem, der so kuriöse Geschenke liebt, Einsamkeit und Ungestörtheit. Gerade wegen dieser Gaben leben sehr viele Einwohner in den Mauern der Stadt. Denn viele Bürger von Manhattan sind Fremde, die ihre Zelte irgendwo abgebrochen haben und zur Stadt kamen, wo sie eine Zuflucht oder die Erfüllung ihrer Wünsche oder ein größeres oder kleines Wunder suchten. Es gehört zu den geheimnisvollen Eigenschaften von New York, so zweifelhafte Geschenke machen zu können. Die Stadt kann einen Menschen zerstören oder ihn reifen lassen, wobei freilich das Glück eine große Rolle spielt. Niemand sollte nach New York in der Absicht kommen, dort zu leben, wenn er nicht darauf aus ist, sein Glück zu machen. New York ist das Zentrum von Kunst und Handel, Sport und Religion, Amusement und Finanz. In dieselbe enge Arena führt es den Gladiator, den Evangelisten, den Unternehmer, den Schauspieler, den Händler und den Kaufmann. Die Stadt trägt wie am Rocksäum das nie entschwindende Parfum des Langevergangenen, so daß man an jeder Stelle in New York die Spuren großer Zeiten und toller Taten, von seltsamen Menschen und Ereignissen und Unternehmungen merkt. In diesem Augenblick sitze ich in einem stickigen Hotelzimmer bei 90 Grad Fahrenheit auf halber Höhe eines Luftschachts im Zentrum der Stadt. Kein Hauch weht durch den Raum, dennoch spüre ich seltsamerweise die Ausstrahlungen meiner nächsten Umgebung. Ich bin 22 Häuserblocks von jener Stelle entfernt, wo Rudolfo Valentino aufgebahrt lag, acht Blocks von jener Stelle, wo Nathan Hale hingerichtet wurde, 5 Blocks vom Verlagsbüro, wo Ernest Hemingway die Nase von Max Eastman blutig schlug, vier Meilen von der Stelle, wo Walt Whitman sich die Leitartikel für den ‚Brooklyn Eagle‘ aus den Rippen schwitzte, 34 Blocks von der Straße, wo Willa Cather lebte, als sie nach New York kam, um Bücher über Nebraska zu schreiben, einen Block von der Stelle, wo Marceline im Hippodrom groteske Späße trieb, 36 Blocks von dem Fleck entfernt, wo der Historiker Joe Gould vor allen Leuten einen Rundfunkempfänger zertrampelte, 13 Blocks von der Stelle, wo Harry Thaw den Stanford White erschoss, fünf Blocks von der Stelle, wo ich in der Metropolitan Oper als Platzanweiser zu fungieren pflegte und 112 Blocks von dem Ort, wo Clarence Day der Ältere in der Dreikönigskirche von seinen Sünden rein-gewaschen wurde; und obendrein sitze ich wahrscheinlich in dem nämlichen Zimmer, in dem eine ganze Reihe von ungewöhnlichen und in manchem Betracht denkwürdigen Typen saßen, einige an heißen, schwülen Nachmittagen, allein und ungestört und ihrer Fähigkeit bewußt, alle Ausstrahlungen von außen zu empfangen.“¹⁸

Ich könnte Ihnen jetzt Satz für Satz dieses Wirbels von Sätzen und Bildern vom Blickpunkt „Heimat“ her in vielsagender Weise sezieren!

Hören Sie aber nun eines von den lyrischen Gedichten, die aus solchem Boden wachsen:

¹⁸ Perspektiven, Frankfurt a. M. 1953, Heft 4, S. 101 f.

diese kinder in stein singen ein
 schweigen aus stein diese
 kleinen kinder unwunden mit stein
 blumen öffnend sich auf

ewig diese schweigsam klei-
 nen kinder sind blüten
 blätter ihr gesang eine blume des
 allewegen ihre stein

blumen singen
 schweigsam einen gesang
 schweigender als
 schweigen diese allewege

kinder auf ewig
 singend umkränzt mit singenden
 blumen kinder aus
 stein mit blühenden

augen
 wissen wenn ein
 kleiner
 baum lauscht

auf ewig den allewege kindern singend auf ewig
 einen sang
 aus dem schweigsam wie stein schweigen des
 gesangs¹⁹

Der Herausgeber dieses Heftes der „Perspektiven“, einer Zeitschrift, die sehr interessant und sehr aufschlußreich ist, sagt von diesem Dichter E. E. Cummings, er sei der Repräsentant „der reinsten Lyrik, die das zeitgenössische Amerika aufzuweisen hat“. Lachen Sie nicht zu diesen Worten, sie sind vermutlich sehr ernst gemeint. Was uns diese in ganz Europa, nicht minder bei uns gepriesene Literatur und die vielen anderen „bestseller“ so unlesbar und unerquicklich macht, selbst denen, die aus falscher und feiger Angst miteinstimmen in ihr Lob, das ist mir längst kein Geheimnis mehr. Diese Literatur, die ich als Dokumente unserer Zeit durchaus anerkenne, kennt keinen Bauern in unserem Sinn des mit dem Boden Verwachsenseins, sie kennt keine Mutter, sie kennt die Heimat nicht. Es schreit aus allen ihren Worten die furchtbare Tragik der hektischen Heimatlosigkeit.

Ich mußte wenn auch nur flüchtig hintasten über diese Saiten, sonst fehlte der großen Lebens- und Liebesmelodie ihr heute so wesentlicher Ton. Wie ja alles Licht auf dieser Erde seinen Schatten wirft, ohne den wir wohl nicht gedeihen können.

Irgendwo muß der Mensch Wurzel schlagen können, er kann nicht aus Stein wachsen und reifen. Heimat haben ist ein Geschenk und Heimat verlieren ist auch eine Gnade Gottes, weil Leid höchste Gnade ist.

¹⁹ Ebda., 1953, Heft 2, S. 55 ff.

Der Mensch ohne Heimat aber ist der unbehauste, der ruhelose, der ahasverische Mensch. „Bin ich ein Flüchtling nicht, der Unbehauste?“, so richtet sich selbst der Goethesche Faust. Wenn der große deutsche Lyriker Max Dauthendey 1918 auf Java vor Heimweh sich zu Tode verzehrt, so endet Stefan Zweig, der geistige Emigrant, der Mann ohne Heimat, 1942 in Brasilien durch Selbstmord. Hier haben wir grell bestätigt den Unterschied von Heimat verlieren und heimatlos sein.

Eine Welt ohne Heimat ist eine unheile Welt, ist eine Welt ohne Gott, weil Heimat letztlich die ewige Heimat Gottes ist. „Wohin gehen wir? — Immer nach Hause!“, so bekennt Novalis.

Wir haben auf unserer flüchtigen Wanderschaft nur einige Stimmen aus einem nie verstummenden Chor lobpreisen und wehklagen hören.

Wir wollen diesen Liederzyklus ausklingen lassen, wie er begonnen hat.

Und da fügt es sich so tröstlich, daß wir einen echten Nachfahren Grillparzers noch unter uns haben, den ich zweifellos als die stärkste Potenz unter den zeitgenössischen österreichischen Dichtern anerkenne, liebe und verehere. Max Mell habe denn das letzte Wort:

Die Heimat lädt dich ein.
Sei zu ihr lieb!
Es könnte einmal sein,
Es könnte einmal sein,
Daß nichts dir blieb.

Daß Lockung log und Glast,
Die Ferne starrt so leer;
Was du gewonnen hast,
Was du gewonnen hast,
kennst du nicht mehr.

Die Heimat ließ dich nicht!
Und sei es, daß du erst
Zu ihr im Abendlicht
Zu ihr im Abendlicht
aufatmend kehrst.

Sie zeigt mit keuscher Kraft
Dir ihre traute Welt,
Und drüber riesenhaft,
Und drüber riesenhaft,
Ihr Sternenzelt.²⁰

²⁰ Mell, Gedichte, Wien—Leipzig 1929, S. 50 (Neuausgabe, Wiesbaden 1952, S. 44).

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich](#)

Jahr/Year: 1957

Band/Volume: [32](#)

Autor(en)/Author(s): Vanca Kurt

Artikel/Article: [„Hast du das Land vom Kahlenberg. . .“ 290-303](#)